

Tymon Terlecki

DIE MAGIE DES PAPIERS

Müsste ich unter Eid aussagen, was sich mir aus meiner Kindheit in Lemberg am tiefsten eingeprägt hat, würde ich antworten: Bücher. Es gab in dieser Kindheit, wie in jeder anderen, verschiedene Dinge und Angelegenheiten, Liebe und Hass, Abneigungen und Leidenschaften, Ereignisse, die das Maß der kindlichen Vorstellungskraft überstiegen; Kränkungen und Traurigkeiten, die sich täglich einschlichen, Tag für Tag wie Staub in die Seele eindringen – die Traurigkeit der materiellen Welt. Aber all das irrt umher wie Sternennebel auf dem fernen Firmament der Erinnerung. Doch diese eine Sache spüre ich deutlich in mir. Sie dauert permanent in mir an. Sie verbindet mich mit der verlorenen Erde, mit dem unerreichbaren Himmel.

Nur die kleinen Dinge beginnen an einem bestimmten Ort. Wichtige und gewichtige scheinen keinen Anfang zu haben – verlieren sich in der Dunkelheit oder tauchen in der unendlichen Helligkeit auf. Vielleicht kann ich deshalb nicht sagen, wann diese Magie des Papiers begonnen hat, obwohl ich das Flussbett kenne, in dem sie sich den Weg durch das Land meiner Kindheit gebahnt hat.

Wenn ich sage: »Flussbett«, dann ist das überhaupt keine Metapher, denn es handelt sich hier um eine Straße. Die Batory-Straße in Lemberg erinnert wirklich an eine tiefe Schlucht, an ein Wasserbett. Sie beginnt am Halicki-Platz mit einem engen, zu beiden Seiten gerade abgeschnittenen Schlund. Nach einigen Metern gehen die sie einrahmenenden Dächer in eine gerade Linie über: auf der linken Seite das Gericht, das Gefängnis, das III. Gymnasium, auf der rechten Seite Häuser, vor allem ziemlich alte. Und gegen das Ende zu, irgendwo ab der Bourlard-Straße, die eine Seitenstraße und eine Sackgasse ist, verlaufen die Gehsteigkanten, brechen auseinander, öffnen sich schließlich zu einem breiten Platz. Sein Grün sprießt bis in die Enge der Pańska- und in die Abzweigung der Kochanowski-Straße. Die Intensität des Grüns ist so gewaltig, dass die Fahrbahn an der Stelle weiß zu werden scheint wie geschlagener Schaum.

Über diesem Spiel der Linien und der Oberflächen schwankt das Spiel mit Licht und Schatten: Am Anfang der Batory-Straße liegt ewiges Halbdunkel, über der Straßeneingangsöffnung öffnet sich ein breites, man möchte auch sagen, ein ewiges Licht. Diese gewisse einfache Geschichte, die sich nicht nur an einem Ort ereignet, hat für mich einen geistigen, einen einzigartigen und unwiederholbaren Sinn auf der Welt. Dieser Gang die Batory-Straße entlang prägte während vieler meiner frühesten und glücklichsten Jahre den Weg von der Dunkelheit zum Licht, vom Begehren zum Besitzen, von Vorahnungen zur Aufklärung.

Denn diese Straße war, ist und wird die Straße der Bücher sein, ihre zauberhafte Heimat, Zuflucht und ewiges Heiligtum. Péguy glaubte, dass er alle ihm teuren Dinge dieser Welt: die gotischen Kathedralen, die Weinberge, die flachen Wege der Ile de France – im Paradies finden werde. Voller Demut weiß ich, dass wo auch immer mein Gedächtnis

über die Grenzen des Lebens hinausreicht, meine Liebe einen Weg voller Bücher findet, einen Weg, der aus dem Dunkel emporwächst zur Helligkeit, um ewige Jahrhunderte zu dauern, wie in meiner Lemberger Kindheit.

In jener Zeit nahmen Antiquariate, Geschäfte mit alten Büchern fast die ganze rechte Straßenschlucht ein. Dieser Fensterzug fließt in meiner Erinnerung nicht zu einer gestaltlosen Ansammlung zusammen. Ich erinnere mich an jeden einzelnen wie an die Gesichter von Menschen.

Alles begann mit der Dämmerung, die aus schwarzen engen Räumen strömte, in denen die Bodeks saßen. Das war eine Familie, oder vielmehr ein Clan, vielleicht ein Stamm, so zahlreich und so einheitlich dunkelhaarig und von dunklem Teint, dass es schwer zu begreifen war. Wie in der Phantasmagorie von E. T. A. Hoffmann hatten sie keine klaren Persönlichkeitszüge, einer ging in den anderen über. Mit den Jahren lernte ich, den Inhalt der Bücher zu erraten, aber nie kannte ich mich in der unruhigen Existenz der Bodeks von Lemberg aus. Vielleicht deshalb, weil sie heranwuchsen, alt wurden und auch nacheinander starben, hinter den engen Ladentischen, die sich von den Schaufenstern in die Läden hineinzogen – die einen traten an die Stelle der anderen.

Die Bodeks waren einander ähnlich wie ein Blatt dem anderen, aber jedes ihrer Schaufenster hatte seine besonderen Züge, sprach anders mit den Umschlägen und Titeln der Bücher. Nach den Bodek-Läden gab es Läden mit Büchern nur über Literatur und Kunst: Dort kaufte ich ein unvergessliches Werk von Porębowicz über Dante und eines von Kozicki über den Erzengel Michael. An der Ecke der Bourlard-Straße schauten gesellschaftsphilosophische Bücher durch die Fensterscheiben. Das Geschäft von Koehler, das an der Grenze von Licht und Schatten lag, hatte in den Schaufenstern vor allem neue Bücher in tadellosen Umschlägen, wie in neuen gestärkten Uniformen. »Gebrauchte« Bücher waren dort eher eine Seltenheit und trugen Preisschildchen, was bedeutete, dass man hier nicht handeln konnte.

Die anderen Schaufenster boten nicht diesen Anblick. Das Gesicht eines Schaufensters verkleinerte sich nach innen und ging in das Antlitz des Verkäufers über. Ich kannte die Verworrenheit, die schwachen Seiten und verborgenen Gedanken eines jeden von ihnen. Das war nötig, denn zwischen ihnen und mir spielte sich ein ununterbrochenes Drama ab. Die Schaufenster waren Gegenstand des Verlangens. Die menschlichen Gesichter versperrten den Weg zur Erfüllung. Mit dem Gesicht des Schaufensters kommunizierte man mit Blicken, in der Sprache von Engeln und Geliebten. Mit den Gesichtern im Innern hingegen musste man sich heftig streiten, den genannten Preis um die Hälfte herabsetzen und kleine Aufschläge hinzufügen. Diese Winkelzüge, diese ganze Kaufstrategie verlangte Nüchternheit in der Einschätzung der Situation, nervliche Ausdauer und psychologischen Scharfsinn. Wie viele falsche Berechnungen, verlorene Kämpfe, bittere Niederlagen da passierten! Wie berauschend waren die Triumphe!

Am äußersten Ende, fast schon am Ausgang der Fredro-Straße, dort, wo sich die Gehsteigkanten brechen, in einem großen Jugendstilhaus, zwischen dem Geschäft einer Modistin und einem Tabakladen, befand sich das unscheinbare Antiquariat von Igiel. Im Schaufenster lagen einige Dutzend irgendwie hingeworfene Bücher. Dahinter stand Igiel – immer stand er, ich kann mich nicht erinnern, dass er irgendwann mal saß. Mit dem Rücken zum Licht, hatte er die Brille auf der Stirn und ließ die Nase über ein Buch

schweifen. Er mochte es gar nicht gern, wenn man ihn dabei störte. Er ließ dann die dicken Brillengläser heruntergleiten auf seine geröteten Augen, blinzelte mit den trockenen, schuppigen Augenlidern und antwortete von oben herab mit einer Frage auf eine Frage: »Was fragst du? Kaufst ja sowieso nichts.« Im Verlaufe unserer Bekanntschaft änderte er den zweiten Teil seiner Formulierung in eine altmodische ab: »Sowieso kauft der junge Herr nichts.«

Aber ich kaufte bei ihm eine Norwid-Ausgabe vom Miriam-Verlag – ein noch nicht aufgeschnittenes Exemplar auf Büttenpapier, nummeriert und signiert. Das war eine Verücktheit, aber mit Absicht begangen. Ich fragte viele Male nach dem Preis, hielt die Ungeduld dieses Nachtreihers aus, schaute mir das Buch von allen Seiten an, handelte auf Teufel komm raus.

»Aber ich feilsche nicht gern«, sagte der Antiquar und wackelte von oben herab mit seinem grauen Kopf, ohne das Buch, in dem er gerade las, aus den Händen gleiten zu lassen; er wollte ruhig weiterlesen.

Erst nach vielen Jahren erfuhr ich, dass der alte Igiel ein hervorragender Buchverkäufer war und dass seine Kunden vor allem die reichsten Sammler und Kenner waren und nicht arme junge Hüpfen, die vorzeitig durch eine Büchermanie vergiftet waren.

Eine noch merkwürdigere Erscheinung war Herr Tuleja. Sein Antiquariat befand sich neben dem Hintereingang der Mikolasch-Passage in einer winzigen Straße, die ein Ableger der Batory-Straße zu sein schien. Die Bücher standen hier nicht in Reih und Glied, sondern stapelten sich und versperrten wie ein Eisberg den Weg, indem sie sich bis zum Ladentisch hinstreckten. Herr Tuleja trug sommers wie winters einen tabakfarbenen Mantel, einen bordeauxfarbenen Schal und auch einen Hut. Wahrscheinlich verkaufte er seine Bücher nicht gern, dafür aber unterhielt er sich gern. Mit Vergnügen nahm er mich ins Gebet, aber ich kann mich nicht erinnern, dass ich bei ihm irgendwas gekauft habe. Vielleicht hegte er einen unheilbaren Zweifel bezüglich meiner Fähigkeit, die von Wirtschaftswissenschaftlern »Kaufkraft« genannt wird. Vielleicht war er auch in einem noch höheren Maße als ich besessen von der Leidenschaft zu besitzen.

Bedeutend später, kurz bevor ich Lemberg verließ, entdeckte ich ein Lager mit gedrucktem altem Zeug in der Nähe des Marktes. Das geschah – ich schäme mich, es zu sagen – mit Hilfe des Warschauers Stefan Napierski. Er sammelte mit Sachkenntnis polnische Drucke aus dem 19. Jahrhundert: vergessene Dichter, unterschätzte Tagebücher, Übersetzungen, die schon längst in Vergessenheit geraten waren. Er behauptete, dass nirgendwo in Warschau seine Beute so unerwartet und reich gewesen sei wie in dem altmodischen, weißgetünchten Antiquariat eines der Bodeks.

Ein anderer Bereich der Magie des Papiers wurden die Buchhandlungen. Vielleicht habe ich vor allen anderen die Buchhandlung Gubrynowicz kennengelernt, aber erst heute vermag ich ihren Reiz zu beschreiben. Es war der Reiz von bürgerlicher Sesshaftigkeit und Reichtum, von duftender häuslicher Wärme. Die Decken waren hier niedrig, die Zimmer nicht allzu groß. Sie zogen sich wie eine schattige Flucht ein enges Sträßchen entlang, verbanden die Haltestelle vor dem Wiener Kaffeehaus mit dem Domplatz. Auf diesen Platz gingen nur ein großes Fenster, ein zweites kleineres und eine Tür hinaus, und der ganze Rest, vielleicht sechs quadratische Schaufenster, zog sich ins Innere einer engen Schlucht. Die Straßenbahnen quietschten dort ohne Unterlass, sangen

gedehnt auf den Schienen und bimmelten mit ihren Glocken. Man brauchte die Selbstvergessenheit eines Kindes, um in dem reißenden Strom von Lauten stundenlang die Titel der ausgestellten Bücher lesen und sie mit aller Inbrunst des Herzens begehren zu können.

Eine vollkommen andere Aura herrschte bei Altenberg am Mariacki-Platz. Diese Buchhandlung war hoch und in der Höhe eines Zwischengeschosses ringsum von einer Holzgalerie umgeben. Das erhabene Schiff hatte etwas von einer weltlichen Kirche, von einem Tempel des Verstandes und des Wissens, wovon Lord Bacon geträumt hatte. Die Strahlung der Heizkörper erfüllte sie mit einer künstlichen und exotisch trockenen Wärme. Die dunkle Holztäfelung rahmte die Buchrücken wie Bilder ein. Man konnte hier vor den Regalen stehenbleiben, sich an die Tische lehnen, soviel man wollte. Umso größer war meine Verbitterung, als eines Tages der ganze Laden leer geräumt war und auf dem Schild der Name erschien: Berta Star – und nach den Büchern übernahmen nun Damenstrickwaren die Herrschaft. Das erschien mir damals als ein Sakrileg. Ich machte einen großen Bogen um ihn.

Bestehen blieb inmitten dieser Wechselfälle des Schicksals die Buchhandlung von Bernard Połoniecki an der Akademicka-Straße, aber die Ambitionen waren nicht mehr so wie früher, und der gute Ruf war auch nicht mehr so wie früher. Immerhin konnte man Erstdrucke von Staff ergattern, kein zweites Mal wieder aufgelegte Bücher von Brzozowski und die Bände von »Sympozjon«, redigiert von Staff, unter dem wachsamen Auge Ortwins, als beide noch jung waren.

Die anderen Buchhandlungen an der Akademicka- und an der Kopernikus-Straße zogen mich weniger an, denn in ihren Schaufenstern mischten sich die polnischen Bücher dicht mit ausländischen Titeln, und für das Fremde kam die Zeit erst später. Es gab jedoch noch zwei Orte, die mich mit unwiderstehlicher Kraft anzogen. Einer von ihnen, der Laden von »Książnica-Atlas«, lag *in partibus infidelium*, fast an der Einfahrt zur Łyczakowska-Straße: Ich lief zusammen mit Henryk Bolkot, einem feinfühligem Freund, dem ersten und unersetzlichen, dorthin, um die Nummern von »Iskry« anzuschauen und zu kaufen. Der zweite dieser Orte, die Buchhandlung des Nationalinstituts Ossoliński am Halicki-Platz, leuchtete hell, aber kurz, bereits über der Schwelle meiner Jugendjahre.

Ich hatte dort einen mir bekannten Verkäufer, Berater und Verführer, einen Leporello dieser papierenen Wollust. Er hatte einen sehr passenden Namen – Herr Szatan¹. In Übereinstimmung mit seinem Namen war er schwarzhaarig und gut aussehend, elegant wie ein Mannequin aus einem Modejournal. Unerwartet, während ich mich mal wieder in Zakopane aufhielt, fiel der dienstfertige Herr Szatan vom »Himmel in die Hölle«; das Geschäft mit den Kristallscheiben, abgetreten an Konfektion, und das Hauptlager des Verlages Ossolineum, umgesiedelt in winzige Räume an der Ossoliński-Straße. Der gute Geist verringerte sich bei der Gelegenheit und verlor etwas von seiner luziferischen Pracht. Aber er lachte immer, jedes Mal, wenn ich aus der Ferne nach Lemberg zurückkehrte und vorbeiging, um ihn zu sehen, um in ihm die Versuchungen und Verzauerungen der Kindheit zu begrüßen.

1 Der Name Szatan bedeutet auf Deutsch Satan (Anm. d. Übers.).

Nolens volens bereiste ich ein wenig die Welt und kaufte viele Bücher. In Paris verbrachte ich des Nachts viele Stunden über den Ladentischen von Gibert am Boulevard St. Michel und viele Stunden am Tag bei den Bouquinisten am linken Seine-Ufer. Bei einem von ihnen, gegenüber der rue Chat-qui-Pêche, erstand ich die ersten Bände von Proust, fast mit dem gleichen freudigen Gefühl wie einst bei Igiel die *Ausgewählten Briefe* von Norwid. Ich weiß, wo in Brüssel, in Florenz und in Rom Bücher verkauft werden. Über die Londoner Charing Cross gehe ich jetzt wie über einen Friedhof und bedauere die Bücher; sie beklagen sich nicht über die Dunkelheit, leiden schmerzlich an den feuchten Berührungen des Nebels. Aber um die Wahrheit zu sagen, seit den Zeiten in Lemberg habe ich nie mehr so ein Zusammenleben zwischen Büchern und Menschen gespürt und eine sie fast verbrennende Nähe.

Bis heute habe ich mich noch nicht von dieser Magie des Papiers befreit, obwohl von den eifrig gesammelten Schätzen nichts geblieben ist: keine einzige Seite. Ein Zyklonenwirbel hat sie verschlungen, verdaut sie oder wirft sie auf irgendwelche unbekanntes Ufer wie Leichname. Wieder bereichere ich mich mit Büchern. Das ist ein herber Besitz und dem früheren unähnlich. Die kindliche Illusion, dass man alle Bücher lesen, alle Länder sehen, alle Tiefen wird ergründen können, ist schon verloren. In der Bibliothek der Baworowskis, in den klosterähnlichen Sälen von Ossolineum, im Lesesaal der Universitätsbibliothek von Lemberg hatte ich keinerlei Zweifel. Erst unter dem Schädel des Riesen in der Pariser Bibliothèque Nationale überfiel mich die eiskalte Erkenntnis, dass die Wüste der Bücher so unfassbar ist wie die Wüste der Welt. Man kann sie nicht überwinden und erfassen.

Heute weiß ich, dass ich nicht alle Bücher lesen und besitzen werde, dass ich das, was ich besitze, wieder verlieren werde. Und ich weiß auch: Sie können verlorengehen, aber die reinsten Abschnitte daraus, ihre begeisterten Worte werden bleiben, um die Sehnsucht auf dem Herzensgrund einzuhüllen, und wenn die Sehnsucht sprechen will, dann tut sie das in einer Sprache voller wunderbarer, talentvoller Beschwörungen; nur die wunderbaren Beschwörungen können Orte, Zeiten und Dinge fürs ganze Leben retten – und vielleicht in alle Ewigkeit.

London, 27. November 1949

Aus dem Polnischen von Barbara Schaefer

»Die Magie des Papiers« (*Papierowa magia*) ist eine Erzählung aus dem Band »Zaproszenie do podróży«, Gdańsk 2006, S. 45–51.

Copyright © by Nina Taylor-Terlecki 2006